



## Luise Kutter-Trüb

1901 – 1979

**Luise** Kutter-Trüb wünschte sich als junge Frau eine Familie mit sieben Buben. Es sind drei Töchter und ein Sohn geworden. Ihre Energie und Lebensfreude, ein Geschenk ihrer glücklichen Jugendzeit, wurden auch so

gefordert und reichlich beansprucht.

Von ihrem Vater, Robert Trüb sen., weiss ich wenig. Er war ein gewissenhafter, freundlicher Bankbeamter, liebevoller Ehemann und treubesorgter Vater seiner beiden Kinder, Luise und Robert. Schon früh lag ein lebenslanger Schatten über der jungen Familie: die ständige, gesundheitliche Gefährdung der Mutter. Es ist nicht klar, welche Krankheit die junge, geistreiche, lebhaftige Frau und Mutter immer wieder auf das Krankenbett zwang. Emma Bucher war das jüngste Kind einer 10köpfigen Geschwisterschar. Ihre beiden Eltern waren kurz nacheinander gestorben. Die drei jüngsten Kinder mussten dem Zürcher Waisenhaus übergeben werden. Dort ist meine Grossmutter, schon als Kind immer kränklich, aber wie es scheint, wohlbehütet aufgewachsen. Für sie als Waisenkind wurde offensichtlich so weitsichtig gesorgt, dass sie einen Beruf erlernen durfte. So konnte sie sich später im Leben selbständig weiterhelfen. Ich vermute, sie wurde Sekretärin und lernte als Bankangestellte ihren späteren Mann, Robert Trüb, kennen.

Nach ihrer Heirat zeigte sich bald, dass für die kleine Familie eine ständige Haushalthilfe beigezogen werden musste. So erlebte meine Mutter den

stets freundlich verständnisvollen Ton ihrer Eltern mit ihren Angestellten. Sie hat diesen ein ganzes Leben lang selber durchgehalten und ihn uns warmherzig vorgelebt.

Schon als junges Mädchen übernahm meine Mutter die persönliche Krankenpflege ihrer Mutter. So entwickelte sie ihre Begabung, Kranke zu pflegen und ihr gutes Einfühlungsvermögen in kranke Menschen. Ihr genuines Interesse an Volksmedizin hat sie ein ganzes Leben lang begleitet.

Ein grosser Glücksfall war es für Robert und Luise, dass die älteste Schwester ihrer Mutter, Mina, schon früh als Gesellschaftsdame in einer vornehmen, belgischen Familie ihr Auskommen gefunden hatte. Zurück in der Schweiz, lernte sie im Tresorraum einer Zürcher Grossbank die vornehme Kundschaft zu betreuen. Sie konnte dabei alles, was Zürich damals an Kultur zu bieten hatte, ausführlich geniessen. Diese lebhafteste, von den Kindern heiss geliebte Tante Mina kam oft am Sonntag in die Familie, nahm sich vor allem der Kinder an und öffnete ihnen manches anregende Fenster zu Musik, Theater, Kunst und Literatur.

Luise, von ihrem grossen Bruder reichlich gehänselt, besuchte mit Begeisterung und Erfolg die Höhere Töchterschule in Zürich. Die dort geschlossenen Freundschaften hielten ein Leben lang. Einige Schülerinnen der Mädchenklasse beschlossen, zusammenzubleiben und gemeinsam Pharmazie an der ETH Zürich zu studieren. Luise wollte dazu gehören. Damit hatte ihr Vater nicht gerechnet. Er hatte bereits für das Studium seines Sohnes aufzukommen. Luisli liess sich nicht hintanstellen, heimlich löste sie auf der Bank ihr Kindersparkonto auf, wanderte zur ETH,

immatrikulierte sich dort, ohne weiter zu fragen. Der überrumpelte Vater biss schliesslich in den sauren Apfel und schenkte seiner Tochter vier wunderschöne Studienjahre bis zum Abschluss, dem wohlverdienten ETH-Diplom in Pharmazie.

In diesen Studienjahren lernte meine Mutter unseren Vater, Pfarrerssohn Heinrich Kutter, kennen. Er war ein leidenschaftlicher Ameisenforscher, kein begeisterter Pharmaziestudent. Zwei Semester Zoologie und das zugehörige Propädeutikum hatte er bereits abgeschlossen; aber wegen einer Unvorsichtigkeit seines Vaters fehlte nun das Geld für ein damals noch brotloses Weiterstudium. Um trotzdem eine berufliche Zukunft zu haben, wechselte er zur Pharmazie und schloss diese wie meine Mutter an der ETH ab. Nach dem Abschlussdiplom der beiden heirateten meine Eltern und fanden in Flawil ihren neuen Arbeitsort. Es wurden mehr als dreissig anstrengende Berufsjahre im fleissigen St. Galler Industriedorf.

Für meine Mutter waren die freundlichen, offenen Flawilerinnen und Flawiler ein Segen. All die Menschen mit ihren Geschichten waren ihr Lebenselixier. Das Zuhören, Mitdenken und das Begleiten der Menschen wurden zu ihren Kraftquellen. Vertrauen aufzubauen und schweigend Anteil zu nehmen verstand sie als ihre täglichen Aufgaben. Es war ein Geben und Nehmen, manchmal mühsam, sehr oft aber auch heiter und aufbauend tröstlich. Die Apotheke war ihr Glück.

Daneben wuchs ihre Familie mit vier lebhaften Kindern. Hier stimmt die landläufige Bewertung „schaffig und starch“ für meine Mutter gerade nicht. Mit ihrer zarten Gesundheit suchte sie immer wieder Auswege und verstand es, liebenswürdig Arbeitslast auch zu delegieren. Ihre Stärke war

tatsächlich ihr Urvertrauen in die Begabungen ihrer Mitmenschen, zum Glück auch ihrer Angestellten. Die taten alles für sie.

Oft aber, vor allem in Kriegszeiten, wenn gute Hilfskräfte für einen Geschäftshaushalt nicht zu finden waren, musste sie selber zupacken und sie hat sich dabei regelmässig überfordert. Sie war in ihren Ansprüchen sehr hart, auch mit sich selber: Die Leintücher (jedesmal von mindestens acht Betten) mussten so weiss gewaschen sein wie die der Nachbarin. Und mit einem Loch im Strumpf oder im Trikothemdchen hinauszugehen? Das ging schon gar nicht. Wie viele Stunden hat sie nach Feierabend in der Stube am Tisch gesessen und gestichelt und geflickt! Das Dienstmädchen sass vergnügt ausruhend dabei zum Plaudern. Ich weiss, wie viel lieber unsere Mutter sich still hingesetzt hätte, um ein Buch zu lesen: von Mary Lavater-Sloman, Ottilie Wildermuth, Marie von Ebner-Eschenbach, Annette von Droste-Hülshoff oder Stefan Zweig. . .

Die Büglerei war das Schlimmste. Diese schweren, weissen Labormäntel bedeuteten eine grosse Belastung, mit dem damals schweren Bügeleisen waren sie eine Qual. Dazu kamen die ungezählten weissen Blusen für ihre drei Töchter: Ich sehe die lange Reihe an den Kleiderbügeln noch heute. Alles leistete sie im Stehen mit ihren armen, schmerzenden Beinen und den dicken Gummistrümpfen.

Daneben hatte meine Mutter einen eher berufsunglücklichen Mann, der sie in ihrer Apotheke aber gewähren liess und eher im Hintergrund die Hauptentscheidungen traf. Diese vertrat er dann auch gegen aussen.

Täglich fuhr er über Jahre ins Labor der Flawiler Wattenfabriken. Er fand bei einem verständnisvollen Besitzer und Chef die nötige Unterstützung und

freundschaftliche Anerkennung. Die Kriegsjahre verlangten meinen Eltern alles ab. Sie durften als Medizinalpersonen das Dorf nicht verlassen und bangten um uns Kinder.

Meine Mutter verfolgte schon früh sehr wach das politische Geschehen um sie herum. Sie abonnierte das „Frauenblatt“, eine Wochenzeitung, die schon damals die Frauenrechte in der Schweiz energisch als ihr Hauptthema einforderte. Uns drei Töchter ermunterte meine Mutter immer wieder auf unseren Frauenrechten auch in der Öffentlichkeit zu bestehen. Selber öffentlich dafür einzutreten, das lag nicht mehr in ihren Möglichkeiten. Ihr Ziel war und blieb immer, jedem Tag für ihren Gatten möglichst viel Freizeit für seine Studien abzutrotzen.

Meine Mutter suchte nie bewusst wie andere „gschaffige und starche“ Frauen ins politische oder soziale Leben einzugreifen. Sie nahm sich nie als etwas Besonderes wahr. Sie war für sich selber einfach eine Flawilerin mit ihrem eigenen Bündeli, wie alle anderen auch. Von dieser, ihrer letzten, tiefsten Bescheidenheit erfuhren wir erst im Schlusssatz ihres selbst verfassten Abschiedstextes an ihrer Abdankung:

Alles Gelingen ist Gnade.

Die junge Frau hatte sich als Familie sieben Buben gewünscht. Das Schicksal meinte es gut mit ihr und schenkte ihr nicht sieben Söhne, aber sieben Enkelbuben. Für diese und deren sechs Kusinen hatte sie nach der Pensionierung endlich Zeit zum Spielen, zum Erzählen mit aller Fantasie und Fröhlichkeit, die ihr noch zur Verfügung standen. Darum soll hier das

letzte Wort ihr fünfter Enkel, Lukas Pfister, erhalten. Darin beantwortet er meine Frage, ob seine Grossmutter wirklich zu den „gschaffigen, starchen Flawiler Frauen“ gehöre, besonders liebevoll:

*Dein Bericht darf durchaus subjektiv gefärbt sein, auch in Bezug darauf, was als „starke“ Frau verstanden werden kann. Wenn du mir beschreibst, wie Grossmi sich einerseits so vielen mühseligen Aufgaben stellen musste, zudem sich selber eine sehr hohe Leistungslatte auferlegte, alles aushalten musste und aushielt und andererseits trotz ihrer zarten Gesundheit all den Menschen, ihren Kindern, Enkeln, Verwandten, Freundinnen und Kunden soviel an Gemüt und Gemütskultur geschenkt hat, da scheint mir dies eine genauso wunderbare und bewundernswerte Stärke einer Frau zu sein, wie Geschichtsbücher sie bei klassisch „starken“ Amazonen orten mögen. Vielleicht sehe ich sie in meiner sehr persönlichen Kindheitserinnerung zu ideal. Tatsache ist aber, dass sie mir etwas hinterlassen hat, was immer noch weiter lebt, weil es einen Grund geschaffen hat, der sicheren Halt für ein ganzes Leben geben kann.*

**Eben:**

**Alles Gelingen ist Gnade**

Friederike Christ-Kutter